

Ein Brief an Hans Lohberger

Lieber und sehr geehrter Herr Lohberger!

Am 25. Januar dieses Jahres haben Sie Ihr 50. Lebensjahr vollendet. Den Lesern unserer Zeitschrift sind Sie seit vielen Jahren kein Unbekannter. Wir erinnern uns an zahlreiche Aufsätze, in denen Sie in feinsinniger Weise das historische Ereignis mit dem geistesgeschichtlich Bedeutsamen zu erfüllen verstanden. Erst im letzten Heft haben Sie das alte Gebäude des „Paradeis“ nicht nur beschrieben, sondern mit all den bedeutenden Persönlichkeiten erfüllt, die darin gelebt und gewirkt haben. Ich mache mich daher nur zum Sprachrohr unserer Leser, wenn ich Ihnen zu Ihrem hohen Festtage für all das danke, was Sie uns mit Ihren Arbeiten zu unserer geistigen Bereicherung geschenkt haben.

Dem aufmerksamen Leser wird auch nicht entgangen sein, daß die Sprache Ihrer Beiträge nicht die Sprache des historischen Wissenschaftlers war, sondern die eines Dichters, und vielleicht hat auch mancher von ihnen nach einem der schmalen Gedichtbände gegriffen, nach den „Reimstunden des Lebens“, dem „Lied aus dem Lärm“ oder dem „Spiel des Windes“, in denen Sie eine ganze Welt mit wenigen Worten einzufangen verstehen:

Es wühlt der Föhn
sich Veilchenblau und Primelgold
aus welchem Laub.

Es pflügt das Licht
die Äcker und den Himmel auf
dem Samenflug.

Die Blüten sind,
Die Wiesen wach, die Hänge hell
die ganze Nacht.

Ihre Verse sind kein modernes Experimentieren mit Worten und Lauten, Sie bleiben den Gesetzen der Lyrik verhaftet, die so alt sind wie die Lyrik selbst. Durch ihr schlichtes Vorhandensein widerlegen diese

Verse den heute oft gehörten Vorwurf, es sei nicht mehr möglich, in den alten Formen anderes als Nachschöpfungen hervorzubringen. Dieser Vorwurf müßte sinngemäß ebenso Weinheber treffen wie Goethe. Was so laut als modernes Gedicht gepriesen wird, mag etwas Neues und Zeitgemäßes sein —, Lyrik ist es nicht mehr.

In vielen Ihrer Gedichte aber kommt etwas ganz anderes zum Ausdruck: Der philosophische Urgrund, aus dem heraus Ihr Dichten gestaltet ist:

Erkenntnis

Wo je du eine Antwort wagst:
du fragst.
Was jemals du beweisen wirst:
du irrst.
Doch jeder Reim von Wort zu Wort,
von Ding zu Ding, macht offenbar,
hilft fort,
gibt wahr.
Was du in ihm verbunden hast,
ist ohne Last.
Traumhaft klingt Unsagbares an
— und ist getan.

Einem Gedicht geben Sie dann den Namen: „Unendlichkeit ist im Zugleich“. Und damit haben wir die Brücke und den Zugang gefunden zu dem Denker Hans Lohberger, dem Künster der Philosophie und Moral des Zugleich, wie der Untertitel Ihres Werkes „Doppelgänger Mensch“ heißt; zu „Jatus“, dem Wiedergeborenen, der die widersprüchlichen Untertitel „Am Anfang war das Ende“ und „Ein Rückblick auf die Zukunft der Menschheit“ trägt, und auch zu der Aphorismensammlung „Zwischenland Seele“, in der das Wort steht: Alles Denken ist ein Vergleichen.

Ihre Philosophie des Zugleich ist kein wissenschaftliches Lehrgebäude, es ist eine neue, eine zeitgemäße Anschauung der Welt, eine Weltanschauung, eine neue Einsicht in die Dinge und Zusammenhänge. Man hat sie mit der indischen Philosophie verglichen. Mir scheint sie dem Tao, dem rechten Weg des Kungfutse näher zu stehen, in dem das männliche, bewegte, lichte, warme Yang sich mit dem weiblichen, ruhenden, dunklen, kalten Yan zu einer höheren Einheit verbindet. Auch Sie gehen von den Wortpaaren aus, von den Gegensätzen, die wir mitdenken, wenn wir hell, arm, ja, hart oder Himmel sagen, Wörter, die überhaupt erst möglich werden dadurch, daß sie einen Gegensatz haben und die nicht wären ohne ihren Widerpart.

Sie sprechen in Ihrer Philosophie das aus, was viele moderne Menschen bewegt, diese schreckhafte Erkenntnis, daß aller Segen „zugleich“ einen Fluch, und jede Not „zugleich“ ihren Segen enthält. Wem fielen nicht die Worte vom Segen und Fluch der Technik, der Medizin, der Freiheit ein, wer dächte nicht an den Doppelsinn des Wortes Fortschritt, der

nicht nur ein Schritt nach vorne, sondern zugleich ein Schritt fort von Vertrautem, Liebgewordenem, Heimatlichem ist. Sie öffnen uns in diesen Werken den Blick für den Doppelgänger Mensch und dafür, daß aller Anfang zugleich ein Ende, jedes Ende aber zugleich ein neuer Anfang ist.

Doch gerade dem Philosophen des Zugleich, der — wahrscheinlich zu Recht — Nietzsche und Spengler die Einseitigkeit ihrer Schau vorwirft, möchte ich zurufen, daß er ob der Wahrheit seiner Erkenntnis seine eigenen Worte nicht vergessen möge: Was jemals du beweisen wirst, du irrst. Die Wahrheit des Zugleich ist die Erkenntnis des Denkenden; ihr steht die Notwendigkeit des Handelnden gegenüber, der eine Entscheidung treffen muß, die immer nur einseitig sein kann und muß. Darf ich Sie an ein Wort des griechischen Denkers am Anfang unserer Zeit, an ein Wort des Heraklit von Ephesos erinnern, das mir zum Tiefsten zu gehören scheint, was jemals ein Mensch gesagt hat: Für Gott ist alles schön und gut und gerecht, die Menschen aber halten das eine für gerecht, das andere aber für ungerecht. Wir Menschen müssen uns entscheiden, wir müssen handeln, müssen einseitig sein — und irren. Erst für Gott vereinen sich die Gegensätze wieder und führen uns den Weg, der uns vorbestimmt ist. Die Erkenntnis von der Wahrheit des Zugleich darf uns nicht davon abhalten zu handeln, auch wenn wir von der Unzulänglichkeit unseres Handelns überzeugt sind. Auch das Wort Zugleich macht keine Ausnahme und schließt „zugleich“ sein Gegenteil in sich.

Die Vielseitigkeit Ihres Schaffens haben Sie erst in den letzten Jahren neuerlich bewiesen: Erst kürzlich erschien Ihr großer geschichtlicher Roman „Inkagold“, in dem sich Ihre drei Neigungen zu Dichtung, Geschichte und Philosophie zu einer wunderbaren Einheit verdichten. Und dankbar wollen wir vermerken, daß der Text zu der am 23. November vorigen Jahres im österreichischen Hörfunk uraufgeführten Oper „Tiroler Ballade“ unseres Grazer Komponisten Hanns Holenia von Ihnen und Hermann Pferschy gestaltet worden ist.

So stehen Sie, lieber Herr Lohberger, mit der Vollendung Ihres 50. Lebensjahres auf dem Höhepunkt Ihres Schaffens. Daß Ihnen Gesundheit und Kraft zu reichem weiterem Schaffen geschenkt sein möge, ist unser aller aufrichtiger Wunsch.

Ihr
Manfred Straka

... nicht nur ein Schritt nach vorne, sondern zugleich ein Schritt fort von Vertrautem, Liebgewordenem, Heimatlichem ist. Sie öffnen uns in diesen Werken den Blick für den Doppelgänger Mensch und dafür, daß aller Anfang zugleich ein Ende, jedes Ende aber zugleich ein neuer Anfang ist. Doch gerade dem Philosophen des Zugleich, der — wahrscheinlich zu Recht — Nietzsche und Spengler die Einseitigkeit ihrer Schau vorwirft, möchte ich zurufen, daß er ob der Wahrheit seiner Erkenntnis seine eigenen Worte nicht vergessen möge: Was jemals du beweisen wirst, du irrst. Die Wahrheit des Zugleich ist die Erkenntnis des Denkenden; ihr steht die Notwendigkeit des Handelnden gegenüber, der eine Entscheidung treffen muß, die immer nur einseitig sein kann und muß. Darf ich Sie an ein Wort des griechischen Denkers am Anfang unserer Zeit, an ein Wort des Heraklit von Ephesos erinnern, das mir zum Tiefsten zu gehören scheint, was jemals ein Mensch gesagt hat: Für Gott ist alles schön und gut und gerecht, die Menschen aber halten das eine für gerecht, das andere aber für ungerecht. Wir Menschen müssen uns entscheiden, wir müssen handeln, müssen einseitig sein — und irren. Erst für Gott vereinen sich die Gegensätze wieder und führen uns den Weg, der uns vorbestimmt ist. Die Erkenntnis von der Wahrheit des Zugleich darf uns nicht davon abhalten zu handeln, auch wenn wir von der Unzulänglichkeit unseres Handelns überzeugt sind. Auch das Wort Zugleich macht keine Ausnahme und schließt „zugleich“ sein Gegenteil in sich.

Die Vielseitigkeit Ihres Schaffens haben Sie erst in den letzten Jahren neuerlich bewiesen: Erst kürzlich erschien Ihr großer geschichtlicher Roman „Inkagold“, in dem sich Ihre drei Neigungen zu Dichtung, Geschichte und Philosophie zu einer wunderbaren Einheit verdichten. Und dankbar wollen wir vermerken, daß der Text zu der am 23. November vorigen Jahres im österreichischen Hörfunk uraufgeführten Oper „Tiroler Ballade“ unseres Grazer Komponisten Hanns Holenia von Ihnen und Hermann Pferschy gestaltet worden ist. So stehen Sie, lieber Herr Lohberger, mit der Vollendung Ihres 50. Lebensjahres auf dem Höhepunkt Ihres Schaffens. Daß Ihnen Gesundheit und Kraft zu reichem weiterem Schaffen geschenkt sein möge, ist unser aller aufrichtiger Wunsch.

Ihr
Manfred Straka

... nicht nur ein Schritt nach vorne, sondern zugleich ein Schritt fort von Vertrautem, Liebgewordenem, Heimatlichem ist. Sie öffnen uns in diesen Werken den Blick für den Doppelgänger Mensch und dafür, daß aller Anfang zugleich ein Ende, jedes Ende aber zugleich ein neuer Anfang ist. Doch gerade dem Philosophen des Zugleich, der — wahrscheinlich zu Recht — Nietzsche und Spengler die Einseitigkeit ihrer Schau vorwirft, möchte ich zurufen, daß er ob der Wahrheit seiner Erkenntnis seine eigenen Worte nicht vergessen möge: Was jemals du beweisen wirst, du irrst. Die Wahrheit des Zugleich ist die Erkenntnis des Denkenden; ihr steht die Notwendigkeit des Handelnden gegenüber, der eine Entscheidung treffen muß, die immer nur einseitig sein kann und muß. Darf ich Sie an ein Wort des griechischen Denkers am Anfang unserer Zeit, an ein Wort des Heraklit von Ephesos erinnern, das mir zum Tiefsten zu gehören scheint, was jemals ein Mensch gesagt hat: Für Gott ist alles schön und gut und gerecht, die Menschen aber halten das eine für gerecht, das andere aber für ungerecht. Wir Menschen müssen uns entscheiden, wir müssen handeln, müssen einseitig sein — und irren. Erst für Gott vereinen sich die Gegensätze wieder und führen uns den Weg, der uns vorbestimmt ist. Die Erkenntnis von der Wahrheit des Zugleich darf uns nicht davon abhalten zu handeln, auch wenn wir von der Unzulänglichkeit unseres Handelns überzeugt sind. Auch das Wort Zugleich macht keine Ausnahme und schließt „zugleich“ sein Gegenteil in sich.